Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 29 (1925-1926)

Heft: 6

Artikel: Das Konrädchen

Autor: Bock, Alfred

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-666586

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



13. Blick auf Niederzell. Bodenseestimmung.

fann seine zwanzig Personen aufnehmen. Auf diese Weise wird der Anschluß an die meisten Züge nach Konstanz wie nach Radolfszell-Singen hergestellt. Nur zehn Minuten dauert die überfahrt, und doch wie viel Köstliches vermag sie uns zu dieten. Steht die Sonne hoch, dringen ihre Strahlen tief in die Flut, so daß der Grund grüngoldig leuchtet; der sanste Wellenschlag hat dort seine Linien im Sande nachgebildet und magisch senden sie den Widerschein des Tagesgestirns in dein entzücktes Auge. Eilig sliehen Fische über den hellen Grund, und

nur, wo durch Wasserpslanzen die Färbung dunkler ist, ziehen sie ruhesam ihre Bahn. Un-widerstehlich fast ist dieser Zauber des Lichts in der stillen Flut. Jetzt winken schon die hellen Häuser von Allensbach, die grünen Matten, der herbstlich bunte Wald und die dunkeln Tannen auf dem höher sich hinziehenden Bergrücken. Den Blick rückwärts wendend überblickst du zum Abschied noch einmal in ihrer ganzen Ausbehnung die Reichenau, die glückliche Insel, auf der nie Wassen getragen werden dursten, ein Symbol des Friedens ohnegleichen.

# Das Konrädchen.

Novelle von Alfred Bock.

Buerst hatte Dine, die Magd, ihr Konrädschen der Frau Keiber am Seggraben in Pflege gegeben. Die behielt es volle vier Jahre und schüttelte es dann mit den Worten ab: "Das Konrädchen hat einen Magen wie ein Strumpf und ist mir das Dach vom Haus. Für die paar Vahen Kostgeld, Dine, nee!" Darauf hatte sich die Frau Semmler in der Siebenhäusergasse bereit erklärt, das Kind zu nehmen. Doch führte sie bald Klage, das Konrädchen träume laut und sei ein wahrer Napoleonsgeist. Sie wolle ihre Kuhe haben. Sie ließ durchblicken, es sei ihr am liebsten, wenn die Dine den Kauschebeutel sonstwo unterbringe.

Die Dine wurde blaß und rot. Um ihren Mund legte sich ein harter Zug. Das Kon=rädchen sah arg verwahrlost aus. Schaute sie sein altes Gesichtchen an, krampfte sich ihr Herz zusammen. Der Bub brauchte eine beserer Wartung. Sie war arm wie das Ackermännchen. Was sollte sie tun?

Thre Gedanken flogen Jahre zurück. Sie war justement achtzehn geworden und hatte einen guten Dienst in der Stadt. Eines Sonnstags auf dem Weg nach dem Kettersberg lernte sie den Andreas Fenchel kennen, der in der Lampenfabrik schaffte. Er war ein hübscher Mensch und fromm. "Am Jüngsten Tag",

ging seine Rede, "wird offenbar, wer hienieden ein treuer Pilger war!" Zweimal in der Woche trasen sie sich, natürlich auch am Sonntag. Er war schrecklich vernättert in sie, und sie half ihm aus seiner Not. "Was ein ehrlicher Kerlist," sagte er, "der verläßt sein Mädchen nicht!" Als das Konrädchen geboren wurde, war er längst über alle Berge. Sie war um ihren guten Dienst gekommen, hatte Pech über Pech und nußte öfters ihre Stellung wechseln.

Die Inspektorin Blauberg, bei der sie jett diente, hatte der Teufel am Seil. Der Frau kam kein Mensch vor die Nase, den sie nicht für einen ausgemachten Spitzbuben hielt. Ihr ständiges Mißtrauen war unerträglich. Vielen= orts hatte sie Geld auf Zinsen stehen. Mit ihren größeren Einkünften wuchs ihr Geiz. Lieber biß sie sich einen Finger ab, als daß sie ihrem Dienstmädchen einen guten Bissen gönnte. Das Essen war so kärglich, daß die Dine manchmal hinüber zur Waschfrau Zecher ging, bei der ihren Hunger zu stillen. Es war ein erbärmlich Leben. Und dazu die guälende Sorge um das Kind. In ihrer Kammer weinte sie sich aus. Der Kummer machte sie alt vor der Zeit. Gestern hatte die Nachbarin Zecher erzählt, in der Fürstenstraße wohnten Professorsleute. Die suchten ein Mädchen. Sie hatten keine Kinder. Wo die Armut dünne Suppen kochte, übten sie reiche Mildtätigkeit, taten in der Stille viel Gutes. Vor zwei Jah= ren hatten sie ein Mädchen in Dienst genom= men, das hatte im Gefängnis gesessen, wurde wieder ordentlich und kriegte einen braven Mann.

Gab's denn wirklich so gute Menschen? Ja, schon, aber man mußte sie mit der Laterne suchen. Si du liebes Gottchen, schoß es der Dine durch den Kopf, wenn sie in die Fürstenstraße ging, sich der Herrschaft vorstellte und von der Leber weg schwätzte: "Ich will den Dienst bei Ihnen annehmen, aber ich mag mich von meinem Kind nicht mehr trenenen. Wenn ich das Konrädchen mitbringen darf, will ich Ihnen eine treue Dienerin sein!" Versuchen konnte sie's immerhin. Geriet's nicht, war's keine Schande.

Gedacht, getan. Sie zog ihren besten Staat an, wanderte in die Fürstenstraße und trug den Professorsseuten ihr Anliegen vor.

Der Herr Professor stand erst wie eine Salzsäule da. Dann lief er in der Stube herum und brummelte vor sich hin. Die Frau Professor aber sprach: "Wir wollen das Kind sehen!"

Da führte ihnen die Dine das Konräd= chen zu.

"Wie alt bist du?" fragte die Frau Professor.

"Fünf!" versetzte das Wuschelchen.

"Was hast du denn schon gelernt?" fragte die Frau Professor weiter.

"Bini, bani, Beusercher,

Wo Niss' sind, sind auch Läusercher!" fuhr's dem Konrädchen heraus.

Die Frau Professor lachte. "Sonst hast du nichts gelernt?"

"Nee!" machte das Konrädchen und lachte auch.

"Wir wollen's uns überlegen", richtete die Frau Professor an die Dine das Wort.

Wenige Tage darauf erhielt diese Bescheid, sie könne auf Michaeli mit dem Konrädchen kommen.

Sie hatte es gut getroffen. Die Arbeit war nicht schwer. Überdies schaffte sie gern, sie mochte ihre Röcke nicht platterig sitzen. Es gab reichliches Essen. Und worüber sie Freudentränen vergoß: des Bübchens Seiobettchen stand neben dem ihren.

Die Zeit flitzte hin. Merkwürdig, wie das Kind gedieh. Es war nicht mehr mit der Holle gefahren, ging auf wie eine Kräpfel. In dem Kleidchen, das ihm die Frau Professor schenkte, sah es schier vornehm aus. Die Dine schlug die Hände zusammen. Ei du liebes Gottchen, wie sich ein Kind so verändern konnte!

Indes die Magd mit ihrer Arbeitsader sich das Lob ihrer Herrschaft verdiente, nahm sich die Frau Prosessor des Konrädchens an. Sie lehrte es, seinen Eigenwillen ihrem verständisgeren Willen unterzuordnen und leitete seinen Tätigkeitstrieb. Allerlei keimte in dem Bübslein auf, was auf gute Anlagen schließen ließ: es zeigte sich wie ein frisches Pflänzchen, das in neuem Boden kräftig Wurzeln schlug. Für musikalische Eindrücke besaß es eine große Empfänglichkeit. Spielte der Herr Prosessor Rlawier, rückte das Konrädchen sein Schemelchen heran und hörte andachtsvoll zu.

"Das Kerlchen entwickelt sich prächtig", schmunzelte der Herr Professor. "Nun kommt's darauf an, was da emporquillt, zu läutern und zu erweitern!"

Im Hochsommer war's, daß die Frau Professor sagte, die Kammer der Dine sei zu eng, als daß zwei Menschen bei der Hitze darin schlafen könnten. Des Jungen Bettchen ward darauf in das große, luftige Schlafzimmer der Herrin gebracht, wo ihm gar mollig zumute war. Sin paar Wochen später aß das Konzädchen nicht mehr bei seiner Mutter in der Küche, sondern bei den Prosessorsleuten im Speisezimmer.

Die Dine sah ihr blaues Wunder, wie sich der Bub daran gewöhnte, nicht mehr hörbar die Suppe zu schlürfen, nicht mehr die Speisen gierig hinunterzuschlucken, wie er mit Anstand bei Tisch saß. Auch sonst verrieten Haltung, Blick und Gebärden des Jungen, daß er in

einer andren Umgebung war.

Die Dine, in einer wunderlich zwiespältigen Stimmung, war einesteils froh, daß ihrem Konrädchen von ihrer Herrschaft soviel Gutes widerfuhr, andernteils fühlte sie schmerzhaft und bang, wie das Kind ihr mählich entfrembet wurde.

Cines Tags hob die Frau Professor an: "Dine, das Konrädchen soll nun bald in die Schule kommen. Mein Mann hat an die Vorsschule des Chmnasiums gedacht. Wir haben den Bub liebgewonnen. Wär's Ihnen recht, wenn wir ihn an Kindes Statt nähmen?"

Da richtete sich die Dine hoch auf und rief, an ihrer Schürze zerrend: "Frau Prosessor, ich dank" Ihnen von ganzem Herzen für alles, was Sie an dem Konrädchen tun. Aber 's ist mein Kind, und ich geb's nicht her!"

Die Waschfrau Zecher hatte ihren Mann verloren. Die Dine ging hin und sprach ihr Beileid aus. In der Stube saß des Verstorbenen Brudersohn, ein baumlanger Mensch mit nußbraunem Haar und dunklen tiefliegenden Augen. Er war Monteur in der Gasfabrik. An der Dine schien er Gefallen zu finden. Er verwandte kein Auge von ihr und begleitete sie nach Haus. Sein Direktor, erzählte er, sei ihm gewogen, er verdiene ein schönes Stück Geld. Er sei das Alleinsein müde und gedenke sich einen Hausstand zu gründen.

Von nun an gingen sie zusammen. Seiner Begehrlichkeit setzte sie eine ruhige Zurückhaltung entgegen. Das schürte sein Feuer, und er fragte, ob sie seine Frau werden wolle. An

das Konrädchen stoße er sich nicht.

Die Dine sagte nicht ja und nicht nein. Erst solle er ihr Bübchen kennensernen.

In der Stadt wurde ein Volksfest gefeiert. Böllerschüsse, Festredner und Festjungfrauen. Auf dem Festplatz nahm der Monteur die Dine in Empfang, die sich mit ihrem Jungen eingefunden hatte.

"Ei du liebes Gottchen, was für ein Menschenspiel!" rief sie ein wenig schwindlig und wandte sich an das Konrädchen: "Gib dem Onkel die Hand!"

Das Konrädchen blickte den Gasmann mit großen Augen an und trat dann unwillkürlich zurück.

"Gib dem Herrn die Hand!" wiederholte die Dine streng.

Da streckte es zögernd sein Händchen hin.

Der Monteur ließ das Konrädchen Karufs sell fahren, kaufte ihm allerlei Zuckerwerk, ohne daß ein Wort des Dankes über des Kins des Lippen kam. Den ganzen Nachmittag blieb es stumm.

Der Monteur hatte einen guten Zug. Gegen Abend war er beschwipst. In seiner Bierseligkeit hob er das Konrädchen in die Höhe und wollte es küssen. Doch strampelte und schrie es dermaßen, daß er es wieder auf den Boden setze. Sein Gesicht färbte sich dunkelerot. "Wart," brach er los, "ich treib' dir den Motzopf aus!" Und gab ihm eine Ohrseige, daß es klatschte.

Daheim in ihrer Kammer überlegte die Dine, wie ihre Che mit dem Gasmann ausfal= len mochte. Er war ein Schaffer, ohne Frage. Aber er trank sich leicht einen Haarbeutel an und hatte dann ripsraps Feuer im Dach. Das Konrädchen hatte einen Widermut gegen ihn. Wenn sie erst verheiratet waren — dessen war sie gewiß —, schlug er es grün und blau. Das Vorspiel hatte sie heut erlebt. Und wer bürgte ihr dafür, daß er sich nicht an ihr vergriff? Hei= raten war schnell getan, die Reue kam nach. Kinder hatten oft einen guten Riecher. Noch mar's Zeit. Warum sollte sie in ihr Unglück rennen? Lieber blieb sie für sich. Sie hob den Ropf und holte tief Atem. Krammenot, sie nahm ihn nicht! Das stand wie ein Pfahl. Sie fühlte sich mit einemmal leicht, als sei sie einem schlimmen Wagnis entronnen. Und das Kon= rädchen? Daß sie an ihres Kindes Zukunft dachte, war ihre Pflicht und Schuldigkeit. Wie hatte die Frau Professor gesprochen? "Wir haben den Bub liebgewonnen. Wär's Ihnen recht, wenn wir ihn an Kindes Statt näh= men?" Ja, sie hatten ihn liebgewonnen. Das gewahrte sie alle Tage. Und daß sie sich's nur eingestand: der Bub war jetzt schon so funkel= fein, daß er gar nimmer zu ihr paßte. Was sie von ihrem Lohn ihm zuwenden konnte, würde ihm nicht viel helfen. Wenn ihn die Professorsleute etwas Tüchtiges lernen ließen, wenn sie gar einen Studierten aus ihm machten, durfte sie nicht im Weg stehen, durfte sie nicht auf ihr Wutterrecht pochen. Ob's auch weh tat, sie zwang's nieder, verzichtete dem Kind zulieb.

Am andern Morgen sprach sie bei der Waschfrau Zecher vor und bat sie, dem Gas= mann zu bestellen, daß aus der Heirat nichts

werden könne.

Am selben Tag verkündete sie ihrer Herrin: "Ich hab' mir's überlegt. Ich will Ihnen das

Konrädchen lassen".

"Das ift ja eine frohe Botschaft!" rief die Frau Professor strahlend und holte gleich ihren Mann herbei. Der fragte die Dine: "Ist das Ihr Ernst?"

"Ja, Herr Professor, mein völliger Ernst", sagte sie mit zitternder Stimme. "Und daß Sie's wissen, ich verlass' meinen Dienst. Ich hab' im Sinn, nach Frankfurt zu machen!"

Sie drangen in sie, sie dürfe nicht gehn. Sie

aber blieb fest.

Als das neue Mädchen eingetreten war, packte die Dine ihre Siebensachen und ließ sie in aller Stille zum Bahnhof schaffen.

Der Professor hatte eine lange Sitzung gehabt, war spät zum Abendbrot gekommen. Das Konrädchen hatte vorausgegessen und lag schon in seinem Bettchen. Die Dine öffnete leis die Schlafstubentür. Sie wollte ihr Konrädchen noch einmal sehen. Ob es schon schlief? Sacht, es war wach! Jetzt faltete es die Händchen. Und betete laut:

> Lieber Gott, behüte mich, Schüt' meine Eltern gnädiglich, Alle, die mir find verwandt, Behüte deine ftarke Hand!"

Die Dine meinte, das Herz müsse ihr breschen. Sie wandte sich ab. Ohne der Herrschaft Lebewohl zu sagen, schritt sie aus dem Haus.

\*) Aus: Birren und Bunder. Novellen von Alfred Bock. Verlag J. J. Weber, Leipzig. Die vorstehende Novellette mag unsern Lesern einen Begriff vermitteln von der volkstümlichen Erzählkunst des immer bekannter werdenden deutschen Romans und Nosvellendichters und ihnen das Bändchen empfehlen—vielleicht besser als eine Rezension.

# Vom Geschlecht der Meyer.

Mit einer Stammtafel des Dichters Conrad Ferdinand Meher. Von Bernard Faßbind.

"Durch unsere Abern rinnt das Blut der Ahnen." A. Bögtlin.

Stellt man die Deszendenz, die Nachkom= menschaft einer bestimmten Person in einer Reihe von Generationen derart fest, daß fämt= liche Nachkommen genannt werden, soweit sie den gleichen Familien= oder Geschlechtsnamen des Stammvaters tragen, so erhalten wir das, was man gewöhnlich Stammbaum nennt. Da= bei ist es unwesentlich, ob die Darstellung in Form eines natürlich gezeichneten Baumes oder als einfache Stammtafel erfolgt. Da die Familienforschung heute nicht mehr allein Selbstzweck ist, sondern auch den modernen Zwecken der Vererbungsforschung dient, sind neben den Angaben über Ort und Zeit der Ge= burt, Heirat und Tod auch Hinweise auf Quel= len nötig, welche über das Außere und über die geistigen Eigenschaften Kenntnisse vermitteln können. So erhält man einen Tatsachenkom= plex, der als Grundlage für die Häufigkeits= untersuchung ererbter Anlagen innerhalb einer durch den gleichen Familiennamen begrenzten Sippe, kurzgesagt innerhalb eines Stammes dienen kann.

Einen Beitrag zu solchen Darstellungen zu liefern, ist der eine, daneben zur Förderung des Familiensinns beizutragen und zur Beschäftigung mit der Geschichte der eigenen Familie anzuregen, der andere Zweck auch der vorliegenden Arbeit.

Der im Mittelalter in allen deutschsprechens den Landen besonders häusig vorkommende Name Maier, Meier, Meher, Mahr usw., lateis nisch Villicus, war die Bezeichnung für den Berwalter eines Hoses oder Beilers. Kaiser Karl der Große (768—814) umschreibt die Stelsung des Meiers folgendermaßen: "Die Meier sollen durchaus nicht aus der Zahl der begütersten Männer gewählt werden, sondern aus dem Mittelstande und aus solchen, die treu sind. Es sollen diese Beamten nicht mehr Güter in ihrer Verwaltung und unter ihrer Aufsicht haben, als daß sie an einem Tage begehen und übersehen können. Unsere Meier und Förster, Fohlens